

Wöchentliche Beilage zur Echerner Ostdeutschen Zeitung.

№ 29. 1898.

Das Dreigesirn.

Roman von **Sanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Zwischen seinen Träumen raffte sich Stetten doch auch immer wieder auf zur ernstesten Betrachtung seiner Aufgabe. Er war angewiesen worden, sich über Genua nach Elba zu begeben und dort die Thätigkeit des Kaisers möglichst genau zu beobachten. Sobald ihm irgend eine verdächtige Maßregel auffiele, sollte er ungesäumt berichten, wenn nöthig, selbst sofort zurückkehren. Der Staatskanzler empfahl ihm, ohne ihn im Uebrigen irgendwie in seiner Bewegung zu beschränken, sich von allen übrigen Agenten der Mächte in Elba ganz fern zu halten, auch auf dem Festlande jede Spur hinter sich zu verwischen und, wenn es ihm rathsam erscheine, auf Elba unter der Maske eines jungen Edelmannes aus dem ehemaligen Königreich Westfalen aufzutreten, der als Anhänger des Kaisers nach Elba gekommen sei. Um die Maske eines solchen besser behaupten zu können, hatte der Kanzler dem „Herrn v. Dörner“ noch einen weiteren Paß, als Klaus Baron Wüppebe lautend, ausgestellt. Stetten schwankte, ob er sich wirklich unter fremdem Namen dem Kaiser nähern solle. Es war doch immer-

hin ein gefährliches Unterfangen, denn Napoleon konnte in ihm leicht den Hauptmann v. Stetten, der ihn nach Elba begleitet, wiedererkennen. Aber andererseits hatte sich sein Aussehen im Lauf des letzten Jahres wesentlich verändert; der Feldzugsbart war gefallen, die Luft der Wiener Salons hatte das gebräunte Gesicht gebleicht, der bürgerliche Rock mochte das Uebrige thun. Um jedoch ganz sicher zu gehen, ließ er sich in Genua, nachdem er im Hafen eine Gelegenheit zur Fahrt nach Elba ermittelt, eine Perrücke anfertigen, die eine etwas dunklere Färbung zeigte, als sein eigenes Haar, und anstatt des knappen militäri-

Die Ueberfahrt nach Elba ging schnell und glücklich von statten, und die Passrevision Seitens der kaiserlichen Polizei ohne Anstoß vorüber. Nachdem Stetten im „Aquila nero“ sich einigermassen eingerichtet hatte, unternahm er sogleich eine kleine Rekognoszirung in Porto Ferrajo. Er fand die Hauptstadt recht verändert: der gewaltige Wille Napoleon's, der bisher eine halbe Welt regiert, sein staunenswerthes Organisationstalent, das sich so oft an den größten Aufgaben bewährt, hatten auch im kleinen, engen Rahmen nicht versagt. Vielleicht mochte die Insel Elba noch nie so gut regiert worden sein,



Erzprinz Friedrich zu Wied und seine Braut, Prinzessin Pauline von Württemberg. (S. 228)

schon Schnitts des letzteren eine gefälligere Fülle. Er mußte lächeln, als er das Ding zum ersten Male aufsetzte, so gänzlich verändert kam er sich unter der Fluth brauner Locken vor.

als unter den Fittichen des napoleonischen Adlers. Ueberall sah man die Spuren der unermüdllich thätigen Hand des Kaisers. Die Straßen, die vor Jahresfrist noch gestarrt hatten von Schmutz, waren sorgfältig gereinigt, zahlreiche Neubauten theils schon vollendet, theils im Entstehen begriffen. Eine starke Polizeimannschaft hielt auf Ruhe unter den ziemlich rohen Infanterie- und Truppentheile, welche Stetten von der winzigen Armee des größten Soldaten des Jahrhunderts sah, schienen trefflich ausgerüstet und geschult. Als Stetten dann seine Schritte zum Thore hinauslenkte, sah er auch hier überall einen regen Fortschritt:

die ehemals verfallenen Wege waren sorgsam ausgebeihert, umfassende Neuanpflanzungen hatten stattgefunden, und von den Bergen her kamen in langen Zügen die Maulthiere mit gefüllten Erzfäden. Daß bei einem Napoleon Alles einen militärischen Anstrich haben mußte, war eigentlich selbstverständlich. Ein Heer uniformirter Beamter schien über die ganze Insel vertheilt, und trotz der Kürze des napoleonischen Regiments auf dem Eiland schienen selbst die bürgerlichen Bewohner so manchen Zug soldatistischen Geistes angenommen zu haben. Sie waren ohne Zweifel stolz auf ihren Kaiser, dessen Anwesenheit auf ihren einsamen, halb vergessenen Gestaden auch eine Fluth von Neugierigen aus aller Herren Länder nach der Insel gelockt hatte, die ihrerseits dem armen Lande mancherlei Gelegenheiten zum Verdienst gaben. Als Stetten zur Mittagsstunde in seinen Gasthof zurückkehrte, war er erstaunt, eine ganze Gesellschaft von Engländern an der Wirthstafel zu treffen, die nur nach Elba gekommen waren, den entthronten Monarchen zu sehen.

Stetten hatte sich vorsichtig bei dem Wirth nach Madame de Bernier erkundigt. Sie war zur Zeit nicht in Porto Ferrajo anwesend, erfuhr er, sondern seit einigen Tagen verreist — eine ihm nicht unangenehme Nachricht, da er einer Begegnung mit der Pflegemutter Louison's nicht ohne Bangen entgegengesehen hatte. Dafür sollte er schon am ersten Tage seiner Anwesenheit auf der Insel dem Kaiser selbst begegnen, als dieser gegen Abend nach dem Kiosk hinausritt, den er sich auf einem Felsvorsprung bei der Citadelle von Porto Longone hatte erbauen lassen, und von dem er gern über das Meer nach dem fernem Horizont, zur Küste des Festlandes hinüberschaute. Keiner seiner Vertrauten, weder Bertrand, noch der treue Drouot, durften den einsamen Kiosk jemals betreten, wie der geschwägige Wirth vom „Aquila nero“ erzählte.

Der Kaiser ritt mit kleinem Gefolge zum Kiosk. Er war stärker geworden, seit ihn Stetten nicht gesehen, aber er saß schlecht zu Pferde, in nachlässiger, vornübergebeugter Haltung, als ob das Reiten ihm Beschwerden mache. Das Gesicht war blaß, und ein Ausdruck von Unruhe lag auf seinen Zügen; es mochte unaufhörlich arbeiten hinter dieser glatten Stirn, der Schmerz um das Verlorene rang mit dem nimmer ruhenden Thätendrang, mit dem unerfüllten Bedürfniß, das brachliegende Genie von Neuem zu bethätigen. —

Am nächsten Morgen erhielt Stetten den Beweis, daß die napoleonische Polizei auf Elba gerade so vorzüglich organisiert war, wie einst die kaiserliche Polizei von Paris es gewesen. Ein Agent der Sicherheitsbehörde fand sich im Gasthose ein und erbat von Kurt in äußerst höflicher, aber sehr dringender Weise eine Mittheilung über den Zweck seines Besuchs auf Elba und über die voraussichtliche Dauer seines Aufenthalts. Stetten war darauf vorbereitet gewesen, Rede und Antwort stehen zu müssen. Kurz gab er an, daß nur das Bedürfniß, den Kaiser zu sehen, in dem er den größten Soldaten und den bedeutendsten Monarchen der Zeit bewundere, ihn nach Elba geführt habe. Seine Güter lägen in Westfalen, und er habe während des Bestehens des Königreichs die wohlthätige Herrschaft des Bruders Seiner Majestät, des Königs Jerome, lebhaft am eigenen Herd empfunden.

„Wünschen Sie vielleicht Seiner Majestät vorgestellt zu werden?“ fragte der Beamte verbindlich.

„Ich würde es mir selbstverständlich zur besonderen Ehre anrechnen!“

„So werde ich nicht verfehlen, Seiner Majestät von diesem Wunsch Kenntniß zu geben,“ erwiderte Jener und ging mit höflicher Verbeugung.

Stetten benutzte den Tag, um nach der kleinen Ziegeninsel, einem felsigen Eiland, das zu dem Liliputreich Napoleon's gehörte, hinüberzuheilen. Er wollte sich, wenn möglich, das Fort anschauen, das der Kaiser dort hatte aufzuführen lassen.

Es war ein wahres Geierneß, hoch auf steilem Berghange gelegen, mit starken Bastionen, die Insel und das Meer weithin beherrschend. Wenige Geschütze und eine sehr geringe Besatzung mochten wohl im Stande sein, die weniger durch Kunst, als durch ihre natürliche Lage starke Befestigung monatelang selbst gegen eine ungeheure Uebermacht zu vertheidigen.

Schon bei diesem Ausflug bemerkte Stetten, daß er polizeilich überwacht werde, ein Polizeiaгент schlich ihm, wo er sich auch zeigte, nach, und selbst der Wirth war, so schien es Stetten wenigstens, angewiesen, ihn zu beobachten und in unverfänglichen Gesprächen auszufragen. Ja, als er am nächsten Morgen in aller Frühe ausreiten wollte, hieß es, sämtliche Pferde des Gasthofes seien besetzt. Stetten mußte sich erst in der Stadt einen Maulthierverleiher suchen, um seinen Vorsatz ausführen zu können, nach Porto Longone, der zweiten Hafenstadt Elba's, hinüberzureiten, wo der Kaiser dem Vernehmen nach umfassende Hafenbefestigungen hatte ausführen lassen.

Es war ein schöner, milder Morgen, wie ihn das südliche Klima der Insel und ihre Lage mitten im Meere selbst im Februar häufig mit sich bringt, als Kurt die breite Fahrstraße nach Porto Longone hinauffritt. Der Frühling meldete sich bereits unter diesem glücklichen Himmel. Als seine ersten Vorboten spritzte überall frisches Grün zwischen dem verwitterten Gestein, und bunte Blüthen dufteten.

Etwa drei Viertelstunden mochte Stetten geritten sein, als er in nicht allzu großer Entfernung vom Wege lebhaftes Schützenfeuer hörte, in das sich bald das Rollen der Salven mischte. Dann sah er auf einer der Straße quer vorgelagerten Kuppe eine Batterie auffahren, und gleich darauf donnerte ein Kanonenschuß über die Ebene, dem schnell ein zweiter und ein dritter folgten. Aus einem Olivenhain löste sich ein Schützenchwarm, dahinter schimmerten die Rappis einer geschlossenen Abtheilung herüber.

Die kleine Armee von Elba übte Felddienst.

Stetten gab seinem Maulthier die Sporen und ritt näher an das militärische Schauspiel heran, das sein Soldatenauge lebhaft interessirte. Die kleine Truppe — eine Feldbatterie und etwa ein Bataillon — exerzirte vortrefflich im Feuer. Und jetzt bemerkte Stetten auch, daß der Kaiser selbst gegenwärtig sei. Er hielt, von einigen Offizieren umgeben, etwas abseits im Gelände auf demselben arabischen Schimmel, den er auch vorgestern geritten hatte. Aber er hatte heute eine ganz andere Haltung, saß straff aufgerichtet im Sattel, und wenn er dann und wann den Arm hob, um irgend einen Befehl auszusprechen, eine Anweisung zu ertheilen, so war er wieder ganz der Kaiser, der einst in hundert Schlachten die Seinen zu Kampf und Sieg geführt.

Raum gewahrte der Kaiser den fremden Zuschauer, so winkte er einem seiner Ordonnanz-offiziere und gab ihm einen kurzen Befehl. Gleich darauf sprengte derselbe auf Stetten los.

„Seine Majestät ersuchen den Herrn, sich zu ihm zu bemühen!“

Stetten faßte an den Hut und setzte sein Maulthier in Galop, um dann kurz vor dem Kaiser aus dem Sattel zu springen. Mit dem Hut in der Hand trat er an den Monarchen heran. Sein Herz klopfte doch ein wenig, als er dem gewaltigen Manne wieder Aug' in Auge sah — die Befürchtung, von Napoleon trotz aller Veränderungen erkannt zu werden, tauchte

wieder in ihm auf. Aber ein Rückwärts gab es ja nun nicht mehr.

Bonaparte berührte mit der Reitgerte leicht den Hut. „Der Name des Herrn?“ fragte er kurz.

„Baron v. Wüppede aus dem Königreich Westfalen, Eure!“ beeilte Stetten sich zu entgegenn.

„Ah, man hat mir von Ihrer Anwesenheit gesprochen! Irre ich nicht, so hatten Sie sich sogar zu einer Audienz vormerken lassen — ist es so, mein Herr?“

„In der That war es mein lebhafter Wunsch, Eurer Majestät meine unterthänigste Aufwartung machen zu dürfen.“

Napoleon antwortete nicht gleich. Seine scharfen Augen schienen irgend einen Fehler in der Aufstellung der Geschütze entdeckt zu haben, er sandte einen seiner Offiziere mit einer ziemlich scharfen Zurechtweisung an den Batteriechef. „Ich freue mich, wieder einmal einen Mann aus meinen ehemals deutschen Ländern zu sehen,“ wandte er sich dann an Stetten, der noch immer mit dem Hut in der Hand neben ihm stand. „Bitte, bedecken Sie sich, Herr Baron! Man hat mich in Ihrer Heimath schlecht beurtheilt, man hat mich gehaßt, ich weiß es wohl. Ich aber habe für das deutsche Volk stets volle Sympathie gehabt — jawohl, mein Herr, volle Sympathie.“

Stetten vermochte es, obwohl der Kaiser anscheinend eine Antwort erwartete, nur über sich, durch höfliche Verbeugung seiner Zustimmung Ausdruck zu verleihen. Er mußte an all' das unsägliche Leid denken, das die „Sympathie“ des Korsen über sein Vaterland verhängt hatte, und die Zunge versagte ihm den Dienst zu einer Lüge.

„Sie sind Soldat, Herr Baron?“

Unwillkürlich verneigte sich Kurt zum zweiten Male, um fogleich, wie sich verbessernd, hinzuzufügen: „Ich war es wenigstens, Eure!“

„Ah, ich glaubte es Ihrer Haltung anzusehen! Sie dienten unter meinen Ablern — ich freue mich doppelt, einen deutschen Offizier auf Elba begrüßen zu können, der nicht in den schändlichen Abfall meiner ehemaligen Bundesgenossen mit einstimmt. Man hat mir böse mitgespielt in Deutschland — ohne den Verrath, den die deutschen Fürsten, die ich erst zu etwas gemacht habe, an mir übten, wäre ich nicht hier!“

Stetten empfand mit Schrecken die Wendung des Gesprächs, er ahnte die Frage, die nun kommen mußte, und bereitete sich im Stillen darauf vor.

„Bei welchem Truppentheile standen Sie, Herr v. Wüppede?“

„Bei den Garde-Lanciers von Westfalen!“ entgegnete Stetten rasch, um keinen Verdacht durch ein unvorsichtiges Zögern hervorzurufen. Er nannte diesen Truppentheile, weil er 1812 mehrfach mit ihm in Berührung gekommen war und einige Offiziere des Regiments kannte.

„Bei den Lanciers meines Bruders Jerome!“ Das Antlitz des Kaisers athmete eitel Wohlwollen. „Sie waren bei Borodino bei der trefflichen Truppe, als die Lanciers ihre berühmte Attacke auf die russische Schanze in der Mitte der feindlichen Stellung machten?“

Wieder verbeugte sich Stetten zustimmend, im Innern verwünscht, daß er in dies Frage-spiel verwickelt worden war.

„General Cambronne wird sich freuen, in Ihnen einen Kameraden begrüßen zu können, der unter seinen Befehlen stand,“ fuhr Napoleon verbindlich fort. „Ich bitte Sie, Herr v. Wüppede, morgen im Palast mein Gast zu sein. Sie werden sicher noch den einen oder anderen Herrn treffen, der Ihnen bekannt sein muß!“

Eine peinliche Lage, der man zwar für den

Augenblick durch eine neue Verbeugung ausweichen konnte, die aber früher oder später doch zu einer Entdeckung führen mußte. Zunächst stammelte Stetten einige Dankesworte, während er sich die bittersten Vorwürfe machte, seine Rolle so schlecht zu spielen.

Der Kaiser kam auf seine kleine Truppe und die heutige Uebung zu sprechen. Er lobte die alten Veteranen, die ihm nach Elba gefolgt waren, ohne eine andere Aussicht, als auf seinen Dank. Dann fragte er unvermittelt: „Sie waren gestern auf der Ziegeninsel, Monsieur?“

Stetten meinte einen flüchtigen Blick des Mißtrauens in den Augen Napoleon's aufblitzen zu sehen, aber es mußte doch wohl ein Irrthum sein, denn der Kaiser setzte sofort verbindlich hinzu: „Meine Wache meldete es. Sie wissen, die Barbaren treiben immer noch ihr Unwesen im Mittelmeer, und die englische Flotte ist, wie ich fürchte, nicht energisch genug gegen die fecken Räuber. Ich mußte mir daher irgend einen sicheren Unterfunksraum für meinen kleinen Schatz suchen — das Fort dürfte diesem Zweck völlig genügen. Ein interessantes Bauwerk übrigens, dessen älteste Grundmauern noch aus der Zeit stammen, in der die Genuesen die Insel beherrschten. Sie kamen auf der Herreise über Genua?“

„Sehr wohl, Sire. Ich berührte die Stadt wenigstens, schiffte mich indessen schon am Morgen nach meiner Ankunft wieder ein.“

„Ah, ich glaube, Sie wären über Frankreich gekommen. Es hätte mich interessiert, Neues aus Paris zu hören, denn wir leben hier in einer solchen Einsamkeit, daß die Nachrichten spärlich fließen. Aber ich will Sie nicht länger aufhalten. Auf morgen also, Herr v. Wüppede!“

Der Kaiser grüßte flüchtig und wollte sich der Uebung seiner Truppen wieder zuwenden. Als aber Stetten sich verbeugend, den Hut zog, riß ein plötzlicher kurzer Windstoß ihm die Perücke vom Haupte, und ehe er das abscheuliche Ding festhalten und wieder aufsetzen konnte, hatte sich Napoleon noch einmal nach ihm umgedreht. Einen Moment flog ein flüchtiges Lächeln über die eisernen Züge, das der Komik der Situation galt, dann verfinsterte sich das Antlitz des Kaisers, und eine tiefe, drohende Falte schob sich zwischen seine Augenbrauen.

Stetten wollte, sich nochmals tief verbeugend, zurücktreten, aber ein scharfes „Halt!“ Bonaparte's zwang ihn, stehen zu bleiben.

„Einen Augenblick, mein Herr v. Wüppede! Wo zum Geier habe ich denn dieses Gesicht schon gesehen?“

Jetzt konnte ihn nur die äußerste Dreistigkeit noch retten.

„Ich hatte 1812 wiederholt die Ehre, Eurer Majestät zu begegnen,“ versetzte Stetten möglichst ruhig.

Der Kaiser drängte seinen Schimmel dicht an Stetten heran und schaute ihm prüfend in die Augen. „Nicht doch, Herr! Sie sind nicht der, für den Sie sich ausgeben!“ Er sann einen Moment nach. „Der Kapitän Serrurier soll hierher kommen!“ rief er dann einem seiner Ordnungsoffiziere zu. „Und Sie, mein Herr, rühren sich nicht von der Stelle!“

Es vergingen einige Minuten in peinlicher Stille. Dann kam von der Batterie ein älterer Hauptmann in Artillerieuniform und meldete sich bei seinem Gebieter zur Stelle.

„Ah, gut, daß Sie hier sind, Kapitän. Sie waren im Jahre 1812 im Stabe des achten Korps?“

„Gewiß, Sire, vom Niemen bis Moskau, erst in der Schlacht an der Moskwa wurde ich verwundet,“ entgegnete der Veteran.

„Sehr gut! Sie erinnern sich, Serrurier, daß das Lancierregiment Seiner Majestät des Königs Jerome unter dem achten Korps stand — kannten Sie die Offiziere desselben?“

„Zu Befehl, Sire, und sogar besser, als die Herren der meisten anderen Truppentheile, da die grünen Lanciers längere Zeit als Stabswache zum Korpskommando befehligt waren.“

Der Kaiser lachte leise. „Nun sehen Sie sich einmal den Herrn dort an, der sich Monsieur de Wüppede nennt und den russischen Feldzug bei den Lanciers als Offizier mitgemacht haben will!“

Der Artilleriehauptmann wirbelte an seinem grauen Schnurrbart und blickte scharf und prüfend zu Stetten hinüber: „Nein, Sire, ich kenne den Herrn nicht, und ich glaube auch nimmermehr, daß er zu dem Offizierkorps des Regiments gehörte,“ sagte er endlich bestimmt.

Napoleon drängte sein Pferd dicht an Stetten heran. „Sie haben gehört, mein Herr!“ stieß er heftig hervor. „Wollen Sie mir nun gestehen, was Sie zu dieser ungeschickten Maskierung veranlaßt hat? Ich will es wissen!“

Stetten hatte sich inzwischen gesammelt. Er fühlte, es stand Alles für ihn auf dem Spiel, er mußte einen neuen Ausweg finden. Und er glaubte, ihn gefunden zu haben: „Sire, ich kann meinen wahren Namen nur Eurer Majestät unter vier Augen entdecken, ich wollte das in der Audienz thun, die Eure Majestät mir gnädigst zu bewilligen geruhten,“ sagte er mit erzwungener Ruhe. „Auch meine Papiere stehen Eurer Majestät zur Verfügung. Ich komme von Wien!“

„Von Wien!“ Der Kaiser schaute ihn zweifelnd an. „Eine neue Finte! Die Wahrheit, Herr! Die volle Wahrheit will ich hören!“

„Genehmigen Eure Majestät mir wenige Worte unter vier Augen, und ich werde mich rechtfertigen!“

Napoleon schwankte. Er fürchtete seit Monaten einen Anfall auf sein Leben, er traute den Verbündeten, traute vor Allem den Bourbonen zu, daß sie sich durch Mordmord seiner entledigen wollten. War der Mann hier vielleicht ein gedungener Mordmörder? Noch einmal maß er Stetten mit mißtrauischen Blicken, dann winkte er seiner Umgebung zurückzutreten. „Sprechen Sie!“ herrschte er.

Kurt holte tief Athem, er empfand lebhaft das Verzeißelste des Spiels, das er wagte. „Die Komtesse Savigny-Perigord, Mademoiselle Louison de Bernier, sendet mich zu Eurer Majestät!“

„Ah!“ machte der Kaiser. „Weiter — weiter!“

„Ich soll Eurer Majestät mittheilen, daß die Sendung des Kapitans Dulot nach Rußland entdeckt ist, und man an den Grenzen auf ihn fahndet, daß er sich wahrscheinlich jetzt befindet in den Händen der russischen Polizei ist erwacht —“

„Weiter, weiter!“ Napoleon nagte an der Unterlippe und riß den Schimmel in den Zügeln, daß das Thier einen heftigen Sprung zur Seite machte.

„Die Komtesse hat das Haus des Fürsten von Benevent verlassen müssen, nachdem dieser gewaltsam Einsicht in wichtige Briefe der Komtesse — Briefe ihrer Pflegemutter — genommen hatte. Sie wollte hierher nach Elba, um sich unter den Schutz Eurer Majestät zu stellen, aber die Aufmerksamkeit der Polizei verhinderte die Ausführung dieser Absicht. Die Komtesse hat daher vorläufig eine andere Zuflucht suchen müssen —“

„Wohin ist sie gegangen?“

Stetten schwebte der Name Krennrode auf der Zunge. Im letzten Augenblick änderte er aber seinen Plan und berichtete: „Die Gräfin Sophie Potocka, mit welcher die Komtesse einen Freundschaftsbund geschlossen hat, bot ihr an, sie auf eine ihrer Besitzungen zu begleiten. Beide Damen reisten vor etwa acht Tagen nach Polen ab.“

„Und Talleyrand — der Fürst von Benevent?“

„Talleyrand glaubt die Komtesse nach Elba entflohen. Ich begegnete unterwegs zwei französischen Agenten, welche sie zu verfolgen ausgesandt waren. Um jeden Verdacht von mir abzulenken, wechselte ich meinen Namen und bediente mich der Papiere eines Vetter's, mit dem ich bis Genua zusammen reiste. Mein wirklicher Name ist v. Dörner, Sire, Kurt v. Dörner!“

„Welche Gründe veranlaßten Sie, die Mission an mich zu übernehmen? Und haben Sie irgend eine Beglaubigung Seitens der Komtesse erhalten?“

„Ich traf während des Kongresses mit der Komtesse zusammen, und sie beehrte mich mit ihrem Vertrauen, Sire. Eine andere Beglaubigung habe ich nicht als die, welche wohl aus meiner genauen Kenntniß aller Verhältnisse hervorgehen dürfte.“

„Diese sind auch dem Fürsten von Benevent bekannt! Ich habe nicht übel Lust, in Ihnen einen Agenten meines alten Freundes zu sehen!“ rief der Kaiser mit neu erwachendem Mißtrauen.

Stetten zuckte die Achseln: „Dann bedauere ich nur, daß Madame de Vernier nicht auf der Insel anwesend ist. Ich würde mich leicht durch einige Mittheilungen, welche nur für sie bestimmt sind, auch vor Eurer Majestät rechtfertigen können.“

Er hatte es im Vertrauen gesagt, daß die Pflegemutter Louison's von Elba abwesend sei, erschraf aber heftig, als der Kaiser ruhig entgegnete: „Nun wohl, mein Herr, Madame ist heute Nacht zurückgekehrt. Ich werde Sie in Porto Ferrajo sofort ihr gegenüberstellen. Bis dahin müssen Sie sich wohl oder übel gefallen lassen, als mein Gefangener zu gelten.“ Er winkte seine Offiziere heran und übergab ihnen Stetten mit dem Befehl, ihn nach der Residenz zu geleiten, wohin er selbst ebenfalls sofort aufbrach.

Eine Stunde später empfing Napoleon in seinem Palaste Madame de Bernier, die wirklich in der vergangenen Nacht aus Frankreich zurückgekehrt war. Sie brachte wichtige Nachrichten, die den Kaiser im höchsten Maße interessirten und erregten. Sie berichtete ihm von der am 21. Januar in Paris mit größtem Pomp begangenen Todtenfeier für Ludwig XVI., bei der es bereits zu ersten Auftritten zwischen Volk und Hof gekommen; sie brachte die Kunde, daß die Arme, wenn sie „Vive le roi!“ rufen müsse, heimlich ein „de Rome!“ hinzuzusetzen pflege, sie brachte ihm ein Schreiben des Generals Berton, in dem dieser ihm die Meldung von einer schon in allen Einzelheiten eingeleiteten Verschwörung machte, welche einige Regimenter des südlichen Frankreichs und eine Anzahl Marineoffiziere sammt deren Mannschaften verband, und der auch der Marschall Davoust beigetreten war. Fleury de Chaboulon, der alte Vertraute des Kaisers, sollte in den nächsten Tagen in Porto Ferrajo eintreffen, um alles Weitere mit dem Kaiser, den der Brief bereits wieder als den Beherrscher Frankreichs begrüßte, zu verabreden.

Napoleon hörte alle diese Nachrichten, während er im Zimmer auf und ab schritt, mit dem Ausdruck gespannter Erwartung an, er las das Schreiben Berton's aufmerksam durch und murmelte nochmals vor sich hin: „Wenn mir der Dulot nur die russischen Millionen rechtzeitig zur Stelle geschafft hätte — jetzt könnte ich sie brauchen!“

Als Madame de Bernier dann aber irgend eine Entgegnung auf ihre Mittheilungen erwartete, ein Zeichen der Zustimmung, sah sie wieder in das alte verleierte Imperatorengesicht, und die einzige Antwort, welche sie erhielt, war ein kurzes „Wir werden sehen!“

Als sie sich jedoch empfehlen wollte, hielt

der Kaiser sie zurück. „Einen Augenblick noch, meine Liebe! Auch ich habe noch eine Ueberwachung für Sie.“ Und er befahl, den Fremden, der unter der Bewachung seiner Offiziere vom Tagesdienst im Palaſt harre, einzulassen.

Man hatte Stetten die Perücke genommen. Kaum trat er daher in das Arbeitszimmer Napoleons ein, so erkannte ihn Madame de Bernier, und unwillkürlich rang ſich ſein Name von ihren Lippen.

Der Kaiser fuhr auf: „Stetten! — Stetten! Ah, ich wußte ja, daß ich dies Geſicht ſchon geſehen hatte!“ rief er und trat dicht an den Preußen heran, der ſtumm, mit aufeinandergepreßten Lippen vor ihm ſtand, entſchloſſen, ſich durch keine Drohung zu weiteren Ausſagen verleiten zu laſſen. „Sie gehörten zu jenen Offizieren, welche ſich in meinem Gefolge befanden, als ich nach Elba ging.“ Napoleon ſprach bereits wieder von den Kommiſſaren der Allirten als von ſeinem „Gefolge“. „Jawohl, ich erinnere mich nun ganz deutlich Ihrer, Sie machten mir damals einen vertrauenerweckenden Eindruck, ich lernte Sie ſchätzen! Was zum

Teufel verleitet Sie aber jetzt, als ein fremder Spion Elba zu betreten? Ich hätte Sie wahrlich unter anderen Verhältniſſen gern hier willkommen geheißen! Daß ich Ihnen jetzt, nachdem Sie ſich mir zweimal unter fremder Maſke vorgeſtellt haben, keinen Glauben ſchenken kann, werden Sie gewiß begreiflich finden!“

Napoleon hatte die letzten Sätze in ſprudelnder Haſt geſprochen und ſah nun Stetten, wie eine Entgegnung, eine Entſchuldigung erwartend, ſcharf an.

„Es iſt die Wahrheit, daß Louiſon de Bernier das Haus Talleyrand's verlaſſen hat,“ ſagte Kurt ruhig. „Ich

wiederhole es hier vor Madame: Louiſon floh aus dem Hauſe des gefürchteten Mannes, der ſeine Vaterrechte ſchmählich mißbrauchte, nachdem ſie vergeblich an das Herz ihrer Pflegemutter appellirt, vergebens um Erlöſung aus der qualvollen Lage gebeten hatte, in welche ſelbſtüchtige Pläne ſie verſetzt. Ich wäre unter anderen Umſtänden bereit geweſen, weitere Auskunſt zu ertheilen; jetzt, da man mich als einen gefangenen Spion behandelt, habe ich nichts hinzuzufügen!“

Madame de Bernier hatte die Hände vor das Geſicht geſchlagen und ſchluchzte tief und ſchmerzlich. Der Kaiser ſtand an ſeinem Arbeitstiſche mit über der Bruſt gekreuzten Armen und ſah finſter auf Stetten. Eine ſchwüle, unheimliche Stille herrſchte im Zimmer.

Endlich trat Napoleon an die alte Dame, deren ſchwächlicher Körper wie in heftigen Krämpfen bebte, heran und zog ſie in eine der Fenſterniſchen. Er ſprach einige Minuten lebhaft auf ſie ein, mochte ihr erzählen, was ihm heute früh Stetten von Louiſon's Verſchwinden geſagt hatte. Sie hörte, wie im Traum verloren, zu, dann ging ſie mit ſchwankenden Schritten zu dem jungen Manne und bat mit flehentlich erhobenen Händen: „Nur um eins bitte ich Sie,

Herr v. Stetten: ſagen Sie mir, wo ſich Louiſon befindet. Iſt ſie wirklich bei der Gräfin Potocka?“

Stetten ſchwieg.

Sie legte ihre zitternde Rechte auf ſeinen Arm: „Herr v. Stetten, ich weiß, Sie haben Louiſon geliebt! Bei dieſer Liebe beſchwöre ich Sie um ein beruhigendes Wort!“

Er ſchwieg noch immer hartnäckig. „Sie haben eine Mutter gehabt, Herr v. Stetten, die ſich um Sie ſorgte und ängſtigte. Können Sie, wenn ich Sie an Ihre Mutter erinnere, die flehende Bitte einer anderen Mutter erbarmungslos zurückstoßen?“

„Ich weiß, daß Sie nur die Pflegemutter Louiſon's waren. Eine leibliche Mutter hätte ihr Kind nie hilflos, rathlos im Unglück geſaſſen!“ erwiderte er herbe.

Madame de Bernier zuckte zuſammen. „Eine leibliche Mutter!“ ſtammelte ſie. „Eine leibliche Mutter! O, Herr v. Stetten, keine leibliche Mutter konnte ihr Kind mehr lieben, als ich Louiſon. Sie kennen noch nicht den ganzen Umfang des Fluches, der auf uns Allen laftet, aber ſo viel wiſſen Sie doch, daß Sie Erbarmen

ſpreche ich Ihnen.“ Er ſchellte. „Der Offizier vom Dienſt!“

Ein junger Offizier trat ein. „Lieutenant Duprel, Sie überführen dieſen Herrn, der als Staatsgefangener zu behandeln iſt, ſofort nach der Ziegeniſel.“ Während der Offizier ſeine Hand auf Stetten's Schulter legte, als Zeichen, daß er ihm zu folgen habe, winkte Napoleon noch einmal: „Warten Sie!“ Er warf einige Zeilen auf das Papier, ſiegelte das Billet und übergab es dem Lieutenant: „Für Kapitän Craſſard!“ Dann wandte er ſich noch einmal an Stetten: „Leben Sie wohl, mein Herr! Ich hätte wohl gewünscht, Sie unter anderen Verhältniſſen an meinem Hofe zu ſehen!“

Der preußiſche Offizier verneigte ſich ſtumm. Noch einen Blick warf er auf die in ihren Schmerz verſunkene Frau, dann ſchritt er zur Thür.

Er wußte, jedes Wort der Einſprache wäre vergeblich geweſen. Napoleon mußte beſtimmte Gründe haben, ſich nicht mit ſeiner einfachen Verweiſung von der Inſel zu begnügen.

(Fortſetzung folgt.)



Der Hafen von San Juan (Portorico).

mit meiner Angst und Sorge haben könnten. Laſſen Sie mich nicht meinen vernichtenden Selbſtvorwürfen erliegen, ſprechen Sie ein gutes Wort — ich beſchwöre Sie!“

Es überkam ihn jetzt doch ein tiefes Mitleid. Der Schmerz, der aus den vergränten Zügen der Frau ſprach, war zu ergreifend. „Louiſon iſt in Sicherheit — iſt bei guten Menſchen!“ ſagte er weich.

Sie ſah ihn dankbar an. Der Kaiser aber trat hinzu und wandte ſich an Stetten. Sein Geſicht zeigte einen feſten Entſchluß, aber ſeine Stimme klang nicht unfreundlich, als er in kurzen, abgeriſſenen Sätzen ſeinem Willen Ausdruck gab: „Sie haben mir einſt einen großen Dienſt erwieſen. Ich will nicht undankbar ſein. Aber die Verhältniſſe zwingen mich, Sie wenigſtens einige Zeit feſtzuhalten, wenn Sie mir nicht volle Klarheit über den Zweck Ihres Aufenthalts hier geben. Die Gründe meines Handelns werden Sie ſpäter verſtehen. In weſſen Auftrag kamen Sie nach Elba?“

Stetten ſchwieg.

„Ich will nicht verſuchen, weiter in Sie zu dringen. Sie ſind mein Gefangener; daß aber Ihre Haſt eine leichte und kurze ſein ſoll, ver-

Erprinzip Friedrich zu Wied und ſeine Braut Prinzessin Pauline von Württemberg.

(Mit 2 Porträts auf S. 225.)

Das einzige Kind des Königs Wilhelm II. von Württemberg, Prinzessin Pauline, hat ſich am 20. März zu Stuttgart mit dem Erbprinzen zu Wied verlobt. Unſere Leſer finden auf S. 225 die Porträts des hohen Brautpaares.

Erprinzip Friedrich zu Wied iſt der Sproß eines der älteſten rheiniſch-weſtfälischen Dynaſtenglechter und am 27. Juni 1872 zu Neuwied geboren als älteſter Sohn des Fürſten Wilhelm zu Wied, Präſidenten des preußiſchen Herrenhauſes, und der Prinzessin Marie der Niederlande. Die Königin Eliſabeth von Rumänien iſt die älteſte Schweſter des

Fürſten Wilhelm. Erprinzip Friedrich iſt Sekondeleutenant im 3. Garde-Manègiment, das zu Potsdam in Garniſon ſteht. — Prinzessin Pauline iſt geboren am 19. Dezember 1877 als Tochter des damaligen Prinzen Wilhelm von Württemberg und ſeiner erſten Gemahlin Prinzessin Marie zu Waldeck und Pyrmont, die ihm am 30. April 1882 durch den Tod entriſſen wurde. Prinzessin Pauline erfreut ſich in ihrer Heimath wegen ihres ſchlachten, allezeit freundlichen, kindlich-frohen Weſens allgemeiner Beliebtheit. Die Hochzeit ſoll im Oktober gefeiert werden.

Der Hafen von San Juan (Portorico).

(Mit Abbildung.)

Obenſtehend bringen wir eine Anſicht des Hafens von San Juan auf Portorico, deſſen Befeiſtigungen am 12. Mai von den Amerikanern ohne ſonderlichen Erfolg beſchloſſen wurden. Portorico oder Puerto Rico iſt die zweite und kleinere der ſpaniſchen Antillen. Hauptſtadt iſt San Juan, zur Unterſcheidung von den zahlreichen anderen Städten gleichen Namens San Juan de Puerto Rico genannt. Sie liegt auf einer kleinen Inſel, die durch Brücken mit dem Hauptlande zuſammenhängt, und zählt gegenwärtig 28,000 Einwohner. Der Hafen von San Juan iſt ein weites, mit einem engeren Eingang verſehenes geſchütztes Becken. Außer einer alten Umwallungsmauer, welche die ganze Stadt umgibt, ſind an Be-



Wetterprozession in Ungarn. (S. 230)

festigungen noch sechs Forts vorhanden. Südlich der Festungswerke, der inneren Bai zugewendet, liegen auf einer vorpringenden niederen Halbinsel das Arsenal, die Werften nebst Waarenhäusern, Magazine, das Zollamt und technische Etablissements.

Wetterprozeßion in Ungarn.

(Mit Bild auf Seite 229.)

In katholischen Gegenden finden, namentlich in Zeiten, da Mißwachs, Dürre oder anderer schwerer Flurschaden droht, sogenannte Wetterprozeßionen oder Wittgänge statt, um durch gemeinsames Gebet das Unheil abzuwenden. In Ungarn werden sie vielfach zu Pferde ausgeführt. Der Pfarrer der Gemeinde reitet, wie auf unserm Bilde S. 229 zu sehen, auf einem Schimmel an der Spitze, in seinen Händen die Monstranz haltend; hinter ihm die jungen Männer des Dorfes, deren einer die Kirchengahne trägt. Die Prozeßion umreitet rings die Dorffluren; an den äußersten, nach den vier Himmelsgegenden liegenden Grenzen wird angehalten, und der Pfarrer liest den „Wettersegn“, das heißt ein entsprechendes Kapitel aus dem Evangelium. Zu den Seiten des Weges knien die bäuerlichen Grundbesitzer, einen Korb mit Erde oder eine Garbe emporhaltend, damit diese als symbolische Zeichen ihres Besitzes des Segens theilhaftig werden, der durch den Wittgang von Gott auf die Fluren herabgesegnet wird.

Auf dem Außenklüver.

Eine Seegeschichte von Gerhard ten Boer.

(Nachdruck verboten.)

Im Sommer 1888 lag der Lastdampfer „Jean Moerentorf“ aus Antwerpen vor der afrikanischen Hafenstadt Banana am Ausfluß des Kongo in den Atlantischen Ozean. Der Dampfer lud von den Faktoreien Palmkernnüsse ein, die sogenannte Kopra, die in Europa ein immer größerer Handelsartikel für die Gewinnung von Palmkernöl geworden ist. Der Dampfer führte die Takelung eines Barkschiffes, um auch ohne Dampf vorwärts zu kommen, sowie mit den Segeln die Dampfkraft unterstützen zu können, ließ beständig zwischen Antwerpen und der Kongomündung hin und her, und der Kapitän Appelmans sagte oft scherzhaft, er komme sich immer vor wie ein Droschkenkutscher, der stets dieselbe Tour mache.

Mit Appelmans hatte ich mich während seiner mehrwöchentlichen Anwesenheit in Banana befreundet. Ich wollte nämlich mit ihm die Rückreise nach Europa antreten. Ich war der einzige Passagier an Bord. Doch halt! — es gab noch einen zweiten, der allerdings unfreiwillig mitging. Dies war ein Gorilla von ungeheurer Größe, der als Geschenk für den zoologischen Garten in Antwerpen bestimmt und dem Kapitän von einem Beamten der Faktorei übergeben worden war.

Man hatte den Gorilla jung eingefangen, aber vergeblich versucht, ihn zu zähmen. Je größer und stärker das Thier wurde, das, wie alle Gorillas, über eine unbändige Kraft verfügte, um so schwerer war es zu bändigen und mußte dauernd in einem Käfig gehalten werden. Jetzt sollte nun der wilde, braunhaarige Geselle die Reise nach Europa mit uns antreten, und man hatte ihn in einem starken Holzkäfig auf Deck untergebracht.

Der „Jean Moerentorf“ war zur Abfahrt fertig. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch sollten die Anker gelichtet werden. Ich war mit meinen Sachen schon am Nachmittag an Bord gekommen und hatte mich, so gut es ging, eingerichtet.

Die Mannschaft des Dampfers bestand außer dem Kapitän, dem Steuermann, dem Maschinisten und einigen Heizern aus zwölf Matrosen, durchweg flandrischer oder wallonischer Abstammung. Nur der Koch, Claffen, war ein Däne, ein ziemlich jähzorniger, stets auf Krakehl gestimmter Alter, der, wie mir Appelmans mittheilte, schon

auf der Fahrt von Antwerpen nach dem Kongo in steter Feindschaft mit den Matrosen gelebt hatte, und der sich selbst gegen den Steuermann manches herausnahm. Die Mannschaft behauptete, der Koch kimmere sich zu wenig um die Küche, verderbe das Essen und chikanire sie durch Abknapsen an den Portionen, und fast täglich kamen Klagen über den Koch von Seiten der Mannschaft.

In frühesten Morgenstunden wurde ich wach durch das Geräusch beim Ankerheben. Raselnd gingen die Ketten an Bord; bald darauf hörte ich die Schraube anschlagen, und der Dampfer setzte sich in Bewegung.

Als ich auf Deck kam, waren wir schon ein weites Stück von der Küste entfernt und tauschten nur noch Abschiedssignale mit Banana aus. Die Mannschaft war mit Deckwaschen beschäftigt, was nach dem Ankerheben sehr nothwendig war. Dann kam die Frühstückszeit; aber von der Kombüse, das heißt von der Schiffsküche her, kam das Signal nicht für die Abholung des Morgenkaffees. Der Steuermann ging selbst nach der Kombüse, fand hier den großen Kaffeelochtopf über dem Feuer hängen, aber vom Koch keine Spur. Er melbete, was er gefunden, dem Kapitän, und dieser fluchte mörderlich über den liederlichen Claffen, der sich wahrscheinlich schon beim Antritt der Reise und in frühesten Morgenstunden einen Rausch angetrunken habe.

Alles Suchen aber nach Claffen war vergeblich. Daß er an Bord gewesen, darüber war kein Zweifel; der Steuermann selbst hatte ihn früh bei dem ersten Rundgang beim Feueranmachen in der Kombüse getroffen.

Der Kapitän war sehr erregt, und ich erbot mich, ihm bei der Untersuchung zu helfen. Ich schlug vor, alle Mannschaften zu vernehmen und besonders festzustellen, wann und von wem Claffen zuletzt gesehen worden sei. Der Kapitän war selbst so abergläubisch wie die Mannschaft und betrachtete das Verschwinden des Kochs als eine sehr schlimme Vorbedeutung für den Verlauf der ganzen Reise. Er konnte nicht mehr Kehrt machen, um in Banana einen neuen Koch zu heuern, und so erhielt der Matrose Snellaert den Auftrag, die Geschäfte des Kochs zu besorgen.

Ich ging in die Kajüte des Kapitäns und ließ mir Mann für Mann kommen, um sie möglichst genau zu vernehmen. Sechs oder acht Mann hatten außer dem Steuermann Claffen am Morgen gesehen, konnten beschwören, daß er nicht von Bord gegangen sei, hatten gesehen, wie er das Feuer zum Kaffeeloch anzündete, wie er die Kombüse reinigte und die Vorbereitungen für das Mittagessen traf.

Die wichtigste Aussage schien mir die des Schiffsjungen Cornelis zu sein. Er hatte den Koch, wie er behauptete, wenige Minuten vor dem Ankerheben gesehen, und zwar, wie er aus einer Luke vermittelst eines Eimers, der an einem Tau befestigt war, Wasser heraufholte, das er zum Abwaschen von Gemüse verwenden wollte. Dieses Wasserheraufholen durch die Luke ist stets gefährlich. Claffen konnte bei dem Wassers schöpfen aus der Luke leicht das Uebergewicht bekommen haben, in's Meer gestürzt und ertrunken sein.

Diese Erklärung schien mir die einfachste für das Verschwinden des Kochs zu sein. Was mir jedoch auffiel, war die Unsicherheit, mit welcher Cornelis seine Aussage abgab. Er wollte nicht mit der Sprache heraus. Ich mußte ihm das, was er gesehen hatte, Wort für Wort abfragen, und dann zögerte er immer noch mit der Antwort. Als ich ihm seine Aussage vorlas und ihn darauf aufmerksam machte, daß er dieselbe bei der Ankunft in Antwerpen zu beschwören haben werde, wurde Cornelis noch unruhiger und war nahe daran, seine ganze Aussage zurückzunehmen.

Ich beschloß, mit dem Kapitän über die

ganze Angelegenheit zu sprechen, und entließ Cornelis als Letzten der von mir Vernommenen.

Der Kapitän kam, als das Schiff die hohe See erreicht hatte und seine Anwesenheit auf der Kommandobrücke nicht mehr nöthig war, zu mir in die Kajüte. Ich theilte ihm das Resultat der Untersuchung mit. Er schrieb in's Loggbuch die Nachricht vom Verschwinden des Kochs Claffen ein, setzte die Namen der vernommenen Zeugen dazu und sagte mir, wenn das Benehmen des Schiffsjungen Cornelis mir aufgefallen sei, so müsse ich mich irren, Cornelis sei als ein sehr gutmüthiger Mensch bekannt, aber er halte ihn nicht für besonders klug. Er habe höchst wahrscheinlich vor mir Angst gehabt, weil ich ihm fremd sei.

„Jedenfalls,“ schloß der Kapitän seine Rede, „hat der Junge Recht. Der Koch hat durch die Luke Wasser heraufgezogen und wahrscheinlich dabei schon wieder einen gehörigen Schluck Feuerwasser in Leibe gehabt.“

Der Aufenthalt auf hoher See wirkte außerordentlich günstig auf meine Gesundheit. Ich war nicht nur tagsüber auf Deck, sondern schlief auch dort Nachts, wenn die heftigen Regengüsse, die an der Westküste Afrikas häufig sind, mich nicht daran verhinderten und in meine Kojen trieben. Unsere Fahrt ging direkt nach Antwerpen; wir hatten volle Ladung und brauchten daher keinen der westafrikanischen Häfen anzulassen. Wind und Wetter waren verhältnißmäßig günstig, und an Bord befand sich Alles wohl, mit Ausnahme unseres Gorilla, dem die Matrosen den Namen Pieter gegeben hatten, und dem die Schiffsbewegungen entschieden übel mißfielen. Selbst bei ruhigem Wetter rollte und stampfte der Dampfer immer noch ein wenig, wenn er nicht unter starkem Segeldruck lag, und gerade auf Deck, wo der Käfig des Gorilla untergebracht war, machten sich die seitlichen Schwanfungen des Schiffes sehr bemerkbar. Kam schweres Wetter, dann schrie Pieter ganz erbärmlich. Er hatte auch Wuthanfalle und versuchte seinen hölzernen Käfig zu zerrümmern. Er hätte es dann unfehlbar zu gemacht, wie alle anderen Affen, welche die Schiffsbewegungen nicht aushalten können, und sich über Bord gestürzt.

Die Matrosen fütterten ihn mit allen Dingen, die er gern aß, sie verabreichten ihm auch, wenn es der Kapitän nicht sah, hin und wieder etwas von ihrer Ration, und der Gorilla war auf dem besten Wege, ein Schnapskäufer zu werden, was seiner ohnehin geringen Gemüthsruhe keineswegs förderlich war.

Ich hatte Zeit zu beobachten, schon der Langeweile wegen. Ich beschäftigte mich immer noch mit dem spurlos verschwundenen Koch Claffen. Alles Geheimnißvolle lockt an; fast jeder Mensch hat die Neigung, ja sehr oft die Leidenschaft, Dinge zu ergründen, die verborgen sind, besonders wenn es sich um den Verdacht eines Verbrechens handelt.

Dieser Verdacht war bei mir entstanden, und ich wurde ihn nicht mehr los. Ich vermuthete, Claffen sei nicht durch Zufall verunglückt, sondern er sei absichtlich, während er sich weit aus der Luke herausbeugte, ins Wasser gestürzt worden. Hätte ich sagen sollen, worauf sich meine Vermuthung gründete, so wäre mir dies schwer gefallen. Es war eben nur eine Vermuthung, die durch das eigenthümliche Verhalten des Schiffsjungen Cornelis bestärkt wurde. Cornelis wußte etwas von dem Geheimniß, welches das Verschwinden Claffen's umgab; das bewies seine Verlegenheit, sein zögerndes Gesehen, seine Angst vor dem, was er gesprochen hatte.

Ich beschloß, ihn scharf zu beobachten.

Cornelis that seinen Dienst mit aller Pflichttreue und ertrug alle Notheiten und Neckereien der Mannschaft, sowie die oft handgreiflichen Zurechtweisungen des Kapitäns oder des Steuermanns mit einer Geduld, die beinahe an Stumpf-

heit grenzte. Sein Wesen kam mir gedrückt vor; er hatte einen scheuen Blick, besonders ging er mir aus dem Wege. Ich hätte fast annehmen können, er sei der Mörder des Claffen oder habe wenigstens seinen Tod verschuldet.

Ich wollte mir Gewißheit verschaffen und beobachtete noch genauer. Ich dehnte aber meine Beobachtungen schließlich auch auf die anderen Personen der Besatzung aus, um zu sehen, welches Verhältniß zwischen ihnen und Cornelis bestehe. Jeden Tag nahm ich mir einen Mann besonders auf's Korn, den ich sorgfältig beobachtete. Gelegenheit hatte ich ja dazu, da ich mich Tag und Nacht an Deck aufhielt. Ich studirte jede Miene, jeden Blick des betreffenden Mannes, den ich auf das Korn genommen hatte; ich beobachtete scharf seinen Verkehr mit den anderen Schiffsleuten, ich studirte seinen Gesichtsausdruck, wenn der Mann sich allein glaubte, und als günstigster Beobachtungsplatz erschien mir gewöhnlich eines der vier großen Rettungsboote, die in Krabben, sogenannten Davits, hoch über Deck angebracht waren. In diesen Booten saß es sich angenehm, besonders wenn die Segel standen und man Schatten durch diese erhielt. Man konnte von ihnen aus das ganze Deck übersehen und war doch Niemand im Wege. Selbst für die Nacht richtete ich mich oft in diesen Booten ein.

Mein Beobachtungsport, der mir viel Zerstreuung verschaffte, nahm endlich ein Ende, da ich mit der Mannschaft durch war. Nur eine Persönlichkeit war mir besonders aufgefallen, ein Matrose Guffens. Es war ein breitschultriger Mann, mit einem Gesicht, das mir nicht gefiel. Eine große Schmarre, die sich Guffens nach seinen Erzählungen bei einer Schlägerei zwischen Engländern und Holländern in Kingston auf Jamaika geholt hatte, entstellte sein Gesicht. Seine Augen waren scharf, stechend und unruhig; man sah es diesem Manne an, daß er zu Gewaltthatigkeiten geneigt war.

Es war eine klare Mondscheinacht. Ich hatte wieder mein Lager in einem der Boote und zwar auf Steuerbord aufgeschlagen. Das Schiff ging unter Dampf und Segel und lag sehr fest und sicher im Wasser. Die beiden Mann am Steuer standen regungslos, und ich hatte sie im Verdacht, daß sie schliefen. Sie hatten nur das Rad festzuhalten und dafür zu sorgen, daß das Schiff auf dem Kurse blieb. Wind und Seegang waren für ihre Thätigkeit außerordentlich günstig.

Am Vordertheil des Schiffes stand der Ausguckposten, der diesmal von Guffens besetzt war.

Mittschiffs lag eine Anzahl der Matrosen, nicht nur diejenigen, die die Wache hatten und sich an Deck aufhalten mußten, sondern auch andere Mannschaften, die es vorzogen, lieber auf Deck zu schlafen, wo es kühlere war, als in ihren Kojen.

Ich beobachtete Guffens wohl eine halbe Stunde lang, dann wandte ich meine Blicke anderen Dingen zu. Als ich dann wieder nach Guffens sah, stand er nicht mehr auf seinem Posten, sondern war lautlos — er ging, wie alle Matrosen an Bord, barfuß — bis in die Mitte des Schiffes unter die Schläfer getreten. In der Nähe der Regeling lag auf einem Stück Verfenning*) der Schiffsjunge Cornelis. Guffens, der sich unbemerkt glaubte, beugte sich über ihn und bewegte dann den Gegenstand, den er in seiner Hand hatte, hin und her. Ich glaubte mich nicht zu irren, wenn ich annahm, daß dieser Gegenstand eine hänfene Schlinge war. Ich sah, wie Guffens die Schlinge langsam über den Kopf des Schiffsjungen schob, und im nächsten Augenblick wäre Cornelis erdroffelt worden, ohne einen Laut von sich geben zu können, wenn ich nicht aufgesprungen wäre und laut den Namen Guffens gerufen hätte.

Guffens sprang erschreckt zurück, und mein Ruf alarmirte auch die Schläfer und Cornelis, der auf die Füße sprang und sich hastig die Schlinge, die bereits um seinen Kopf lag, herunterriß. Ich rief Cornelis an und befahl ihm, zu mir in's Boot zu steigen. Guffens ging auf seinen Posten, als ob nichts vorgefallen wäre; ich selbst war so erschreckt über das, was ich gesehen hatte, daß ich an's Schlafen nicht mehr denken konnte und auch mit Cornelis kein Wort sprach, der sich überdies im Boot ausgestreckt hatte und sofort wieder einschlies. Er war wohl zu dumm, um zu wissen, welche Gefahr ihm gedroht hatte.

Als die „Hundewache“ (die Wache vor Tagesanbruch) aufzog, und die abgelöste Mannschaft, unter dieser Guffens, zur Koje ging, stieg ich vom Boot herunter auf Deck. Plötzlich trat Guffens an mich heran und sagte mir in sehr ruhigem Tone: „Ich möchte nicht, daß Sie mich mißverstehen, Herr. Ich wollte mir mit dem Bengel, dem Cornelis, nur einen Scherz machen. Er schnarcht im Schlaf wie eine Ratte, und ich wollte ihm einmal eine Lektion geben und ihm das Schnarchen abgewöhnen.“

Ich sah ihn fest an und gab ihm keine Antwort. Er sah zur Seite, und nur einmal blickte er auf, um mir einen tückischen Blick zuzuwenden. Dann wendete er sich kurz ab und ging in's Matrosenlogis. Ich ging nach vorn zum Ausguckposten, wo die Brise durch die Schiffsbewegung am kühlfsten war. Hier setzte ich mich auf einen Haufen Tauwerk und schlief wieder ein.

Ich wurde wach durch eine laute Unterhaltung, ein Rufen und Schreien der Matrosen. Ich fuhr auf und dachte an ein Unglück, erfuhr aber, daß es sich nur um ein Ausbrechen des Gorilla handle. Es war dem Thier gelungen, den Käfig zu öffnen und zu entfliehen. Der Steuermann kam an Deck, der Käfig wurde genau untersucht, und es stellte sich heraus, daß eine äußere Verletzung des Käfigs nicht bemerkbar war. Dem Gorilla mußte es gelungen sein, den Verschluss der Thür zu beseitigen, die Thür selbst zu öffnen, und so war er entkommen. Niemand hatte etwas von seinem Entweichen bemerkt; die Leute am Steuer konnten wegen der Segel, welche noch immer standen, nichts sehen, die andere Mannschaft hatte geschlafen, und der Ausguckposten wollte nur nach vorn gesehen haben.

Der Steuermann befahl der Wache, sofort aufzuentern*) und nachzusehen, ob sich der Gorilla dort versteckt habe. Er war jedoch nirgends zu entdecken; auch im Schiff selbst war keine Spur von ihm zu finden. Er schien ebenso spurlos verschwunden zu sein, wie der Koch Claffen.

Der Kapitän wurde geweckt, und ihm der Verlust des Affen mitgetheilt. Appelmans fluchte entsetzlich, denn er hatte die Verpflichtung übernommen, das Thier richtig im zoologischen Garten zu Antwerpen abzuliefern.

Das geheimnißvolle Verschwinden des Affen, das wirklich große Aehnlichkeit mit dem Verschwinden des Kochs Claffen hatte, beunruhigte die Mannschaft. Matrosen sind meist sehr abergläubisch. Sie fingen an zu glauben, daß irgend eine geheimnißvolle Macht an Bord sei, welche es vermöge, lebende Wesen verschwinden zu lassen, und es gab närrische Kerle, welche behaupteten, daß eine Person nach der anderen von der Schiffsbesatzung verschwinden werde, bis das Schiff allein als Geisterschiff auf dem Ozean herumschwimme. Besorgter als je sahen die Mannschaften nach dem Wetter, und ihre Befürchtung wegen allerlei unglücklicher Ereignisse schien sich zu bestätigen.

Der Himmel überzog sich mit einer dünnen grauen Decke. Das Schiff ging mit halbem

Dampf und halben Segeln. Der Kapitän prüfte in immer kürzer werdenden Zwischenpausen das Barometer und ließ immer mehr Segel reffen, weil der Wind zunahm, und das Wetter immer trüber wurde. Das Feuer in den Kesseln wurde vermehrt, und der Vorsicht halber ließ der Kapitän die oberen Segel ganz wegnehmen und in die Untersegel zwei Reffe schlagen. Es standen von Segeln nur noch die drei Stagssegel am Vordertheil des Schiffes, welche den Namen Vordertagssegel, Klüver und Außenklüver führen.

Am Vordertheil des Schiffes befindet sich fast wagrecht nach außen gehend ein kurzer Mast, das Bugspriet. An diesem ist eine dünne Verlängerung, der Klüver, befestigt, diese wiederum trägt eine noch dünnere Verlängerung, den Außenklüver. Das Bugspriet mit seinen Verlängerungen ist durch Tauwerk, sogenannte Stagen, am Fockmast nach oben und an dem sogenannten Stampfstag nach unten zu befestigt. An den zum Fockmast laufenden Stagen sind die drei oben genannten Segel angebracht, die ihre Befestigung auf dem Klüver und dem Außenklüver finden. . . .

Die Dunkelheit war fast hereingebrochen. Der Sturm wurde stärker und begann zu drehen. Er drückte so ungünstig auf die noch stehenden Segel, daß Appelmans beschloß, sie vollständig wegnehmen zu lassen und allein mit Hilfe der Maschine gegen den Sturm anzudampfen. Die Untersegel sollten fortgenommen werden, ebenso sollten die drei Stagssegel geborgen werden. Cornelis mußte hinaus, um als Jüngster und Leichtester von der Mannschaft das vorderste Segel auf dem Außenklüver einzuziehen. Er rutschte auf dem nassen Außenklüver bis an die äußerste Spitze hinaus und hielt sich mit dem Fuß nur an den unten zum Halten befindlichen Tauen, die den Namen Pferde des Außenklüvers führen.

Trotzdem Cornelis ein kräftiger Junge war, konnte er mit dem Einziehen des Segels nicht allein fertig werden, sondern war in Gefahr, von dem Segel heruntergeschlagen zu werden.

Appelmans stand auf der Kommandobrücke und schrie: „Geh' doch Einer hinaus und helfe dem Lämmel!“

Merkwürdigerweise war es Guffens, der von Deck auf das Bugspriet sprang und auf den Außenklüver hinauseilte. Mich beschlich eine bange Ahnung. Ich trat nach vorn, so daß ich übersehen konnte, was auf dem Bugspriet vorging. Ich sah, wie Cornelis sich umdrehte, und als er Guffens erblickte, hörte ich ihn einen furchtbaren Schrei des Schreckens und der Angst ausstoßen. Es muß etwas in den Augen Guffens' gelegen haben, das Cornelis diesen furchtbaren Schreck einjagte.

Noch war Guffens nicht bis an den Jungen herangekommen, der sich in seiner Verzweiflung bis auf die äußerste Spitze des Außenklüvers schwang, und schon wieder ertönte das Angstgeschrei des Schiffsjungen, der einen Augenblick Miene machte, sich von der Spitze des Außenklüvers in's Meer zu stürzen. Ich hörte Guffens fluchen und schelten und sah, wie er die Hand nach Cornelis ausstreckte, in welcher Absicht, wußte ich nicht.

Bedor er aber den Jungen erfaßte, der noch immerfort schrie, geschah etwas völlig Unerwartetes. Auf dem Vorbramstag, dem Tau, das vom Klüver nach der Bramstange des Fockmastes führt, sah ich plötzlich eine Gestalt heruntergleiten, die im nächsten Augenblick auf dem Klüver saß und ihre Hände nach Guffens ausstreckte. Dann hörte ich einen furchtbaren Schrei, aber nicht mehr von einer, sondern von drei Stimmen.

Es waren Töne, die mir das Blut in den Adern erstarren machten. Selbst der Kapitän stürzte von der Kommandobrücke herbei, und alle Mannschaften, die nicht aufgeentert waren, eilten nach vorn.

*) Getherte Segelleinwand.

*) In die Masten zu klettern.

Der Außenklüver, der fortwährend meterhoch auf und nieder stampfte war der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes zwischen Guffens und dem — Gorilla.

Halb gelähmt vor Schreck saß als unthätiger Zuschauer Cornelis auf der äußersten Spitze des Klüvers, wo er sich mühsam festhielt. Der Kampf dauerte nur einige Sekunden. Guffens schien sein Messer gezogen zu haben, das jeder Matrose am Hosengurt trägt. Er stach auf den Affen los, der furchtbar brüllte und seinen Gegner mit Krallen und Zähnen zerfleischte.

Nachdem der erste Schreck vorüber war, bewaffneten sich ein paar von der Mannschaft mit Handspeichen und eilten hinaus auf den Außen-

klüver, um auf den Affen loszuschlagen. Dieser, vom Blutverlust und den erhaltenen Verwundungen erschöpft, versuchte es vergeblich, sich noch einmal gegen die neuen Gegner umzuwenden; dann fiel er vom Bugspriet hinab, hielt sich noch einmal an den Wasserstagen des Außenklüvers fest und stürzte endlich mit einem lauten Schrei in's Meer.

Mit äußerster Mühe brachten die Matrosen den blutüberströmten Guffens an Bord zurück. Zitternd und, wie es schien, seiner Sinne kaum mächtig, folgte Cornelis, der an Deck sofort ohnmächtig zusammenbrach.

Die Verwundungen, die Guffens davongetragen hatte, waren fürchterlich. Sein Gesicht

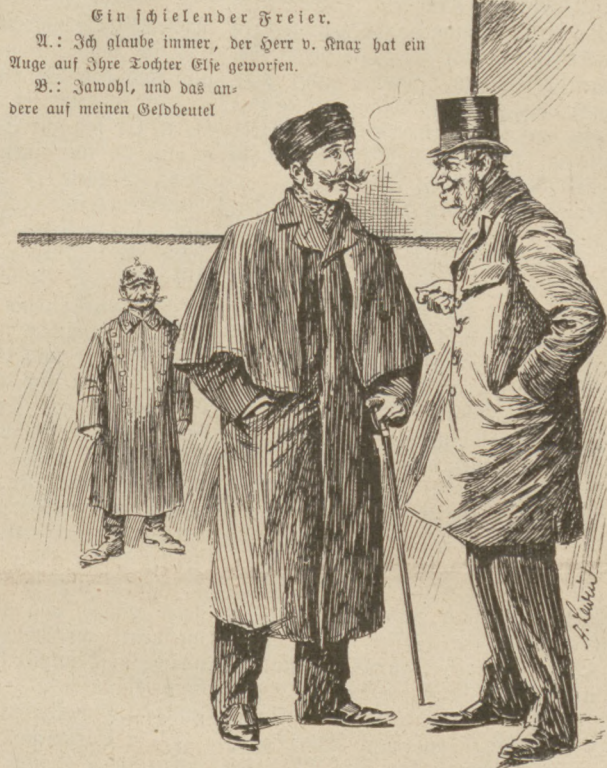
war zerrissen, eines seiner Augen hing heraus, und seine Brust wie seine Arme waren von den furchtbaren Bissen des Gorilla vollständig zerfleischt. Er hatte noch die Kraft, zu gestehen, daß er den Koch Eliassen, mit dem er in schwerer Feindschaft lebte, kurz vor der Abfahrt aus der Luke stieß, als dieser sich zum Wasserholen hinausbeugte. Zu spät entdeckte Guffens, daß sein Mord einen Zeugen, nämlich den Schiffsjungen Cornelis, gehabt hatte. Er hätte den Schiffsjungen augenblicklich dem Koch nachgeschickt, wäre er nicht gestört worden. Er hatte sich dann von Cornelis einen furchtbaren Eid des Schweigens schwören lassen und ihn mit dem Tode bedroht. Cornelis hatte diesen Eid ge-

Humoristisches.



Selbstkritik.

Gast: Sie haben auch wohl die ganze Speisefarte im Kopf, Emil?
 Kellner (lächelnd): Augenblicklich ja, es ist nämlich nur noch gebadenes Kalbsgehirn da!



Ein schielender Freier.

A.: Ich glaube immer, der Herr v. Knax hat ein Auge auf Ihre Tochter Else geworfen.

B.: Jawohl, und das andere auf meinen Geldbeutel

halten. Guffens gab auf Befragen zu, er habe die Absicht gehabt, in der Dunkelheit Cornelis vom Außenklüver herabzustossen und zu behaupten, der Junge wäre durch eigene Unachtsamkeit herabgestürzt.

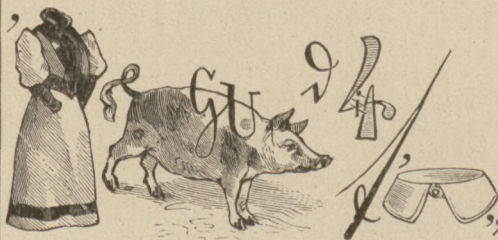
Eine Viertelstunde später war Guffens todt, und am nächsten Tage wurde er in's Meer versenkt.

Cornelis lag bis zur Ankunft in Antwerpen in Fieberdelirien in der Krankenfoje; dann kam er wieder zu sich und bestätigte die Angaben des verstorbenen Guffens.

Der Gorilla hatte sich nach seiner Befreiung höchst wahrscheinlich auf einen der Masten geflüchtet und sich hinter den Segeln verborgen gehalten. Daß er beim Segelreffen nicht entdeckt wurde, bleibt fast unerklärlich. Das furchtbare Geschrei des Jungen hatte ihn wild gemacht, und da er wahrscheinlich durch die Bewegungen des Schiffes im Sturm schon vorher auf's Aeußerste gereizt war, hatte er sich auf Guffens gestürzt und an diesem eine Vergeltung geübt, dem irdischen Richter zuvorkommend.

Trotzdem die Matrosen nun natürlich erst recht behaupteten, keiner von uns würde den Hafen von Antwerpen wiedersehen, liefen wir doch glücklich ohne jede Verspätung dort ein.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 28:
 Wer kauft, was er nicht nöthig hat, bestiehlt sich selbst.

Charade. (Zweifellos.)

Die Erste ist das Himmelszelt,
 Befreit vom Wolfenheer;
 Es ist's der See der Alpenwelt
 Sowie das weite Meer.
 Doch wird sein Kopf zum Fuß gemacht,
 So jähmüdt's den Wald mit seiner Pracht.
 Das Zweite trägt das ärmste Weib
 Sowie die Kaiserin,
 Und reißt man ihm den Kopf vom Leib,
 So bringt's beim Spiel Gewinn.
 Das ganze Wort ist hochgelehrt,
 Doch wenig werth für Haus und Herd.
 Auflösung folgt in Nr. 30.

Kapsel-Räthsel.

In einem fremden Flusse siedt
 Ein deutscher, den man leicht entdeckt;
 Er klingt 'nem Badeorte gleich,
 Natur Schön und an Gästen reich.
 Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösungen von Nr. 28:

des Veränderungs-Räthfels: 1) Eugen, 2) Raupe,
 3) Ruth, 4) Albert, 5) Toga, 6) Homer, 7) Eger, 8) Rahe
 = errathen;
 des Wechsel-Räthfels: Großherzog, großherzig.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
 Thorer Süddeutschen Zeitung, Ges. m. b. H. Thorn.
 Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
 und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft
 in Stuttgart.